

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 88.

Posen, den 6. Oktober 1927.

Nr. 88.

Copyright by Prometheus Verlag, München-Gröbenzell.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von North Vand.

7. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Um Gottes willen! Da haben Sie also seit dem Frühstück am Morgen . . .“

„Es kann schon sein!“ sagte er etwas unwillig über das Ausfragen, „ich war spazieren und bin ziemlich weit ins Freie hinausgekommen!“

„Aber, Herr von Beethoven, wie kann man denn so etwas vergessen. Der Herr Graf wird recht böse sein, wenn er erfährt, daß Sie so gar nicht auf sich sehen und noch mehr auf mich, der er aufgetragen hat, auf Sie zu sehen, Herr von Beethoven! Sie müssen ja schon halb verhungert sein; den ganzen Tag ohne Essen?“

„Ich habe nichts davon bemerkt,“ erwiderte Beethoven trocken und erhob sich von seinem Sitz auf dem Sofa. „Sie können mir übrigens mein Abendessen bringen, Therese, und das ganze Versäumnis ist gutgemacht!“

„Das werde ich, und zwar sofort!“

Therese enteilt mit auffallender Bestlossenheit, und Beethoven begann unruhig im Zimmer auf und ab zu gehen. Eine eigentümliche Stimmung hatte ihn befallen, und er konnte sich keine Rechenschaft geben, ob es Uebermüdung oder der Hunger war oder sonst etwas, was ihn aus der gewohnten Ruhe brachte.

Therese erschien mit einem Tablett kalter Speisen, neben denen gegen die sonstige Gewohnheit eine Flasche Wein stand, und stellte das Ganze auf den Tisch hin. Beethoven warf einen fragenden Blick auf den Wein, dann auf das Mädchen.

„Was soll der Wein?“ fragte er kurz und ein wenig barsch.

„Ich dachte, Herr von Beethoven, er wird Ihnen gut tun nach dem anstrengenden Spaziergang und nach dem langen Fasten.“

Beethoven nickte. „Es ist gut! Sie mögen recht haben, Therese!“

Das Mädchen lächelte freundlich und blieb stehen.

„Lassen Sie mich allein und holen Sie in einer halben Stunde das Geschirr!“

Er hatte dies mit rauher, abgehackter Stimme gesagt, aus der seine merkwürdige innere Erregung herausklang. Therese biß sich die Lippen und ging, einen langen Blick auf den merkwürdigen Mann werfend.

„Besten Appetit, Herr von Beethoven!“

„Ich danke Ihnen!“

Beethoven war allein.

Hastig schlang er die Bissen des reichlichen Essens, und mit besonderer Eile stürzte er das erste Glas seines Weines, einen Bösclauer Rotwein, hinunter.

Wie das durch die Ader floß; er fühlte es förmlich in seinem Blute brennen, ein Gefühl, das ihn sonst nie beschlichen hatte . . .

Beethoven trank in einem Zuge ein zweites Glas und trat an das Fenster. Seine Stirn glühte, und er

preßte den heißen Kopf an die Scheiben. Ha, wie das kühlte! Und doch hämmerte es ihm in Puls und Schläfen ganz unheimlich.

Er trat an das Klavier und griff ein paar Akkorde, die im Gemach widerhallten . . .

Dann ging er wieder zum Tische zurück und aß stehend ein paar Bissen.

Und füllte zum drittenmal das Glas; die Flasche war geleert!

Wieder trank er das Glas in einem Zuge aus.

Wie ein leichter Nebel umfing es seine Sinne, und er taumelte wieder an das Fenster. Im Zimmer war es inzwischen ganz dunkel geworden . . .

Beethoven stand voll innerer Verwirrung und merkwürdiger Befangenheit vor dem Fenster und wußte sich keine Rechenschaft über seine Empfindungen zu geben. So hatte er noch nie gefühlt . . . War das der Wein? Die Ermüdung? Oder, was konnte es sonst sein? . . .

Unhörbar ging die Türe auf, und Therese trat ein, um abzuräumen. Beethoven hörte sie nicht und wandte sich auch nicht um.

Das Mädchen warf einen Blick auf sein Antlitz, das von außen her ein wenig beleuchtet und in dem ein seltsames Zucken und ein Blinken der Augen zu sehen war . . . Ein Lächeln spielte um ihre Züge, und sie ging leise auf den Fußspitzen auf den Tisch zu, als wollte sie ungehört bleiben, doch als sie dort war, klirrte sie lebhaft mit dem leeren Weinglase . . .

Beethoven wandte sich wie elektrisiert um und sah mit weit offenen Augen auf die schlanke, jugendfrische Gestalt Theresens, die im Dunkel des Gemaches wie ein Schemen erschien . . .

Einige hastige Schritte vom Fenster weg, und er legte seinen rechten Arm um ihre Taille.

„Therese!“

Wie ein entfesselter Ausschrei entquoll es seiner gequälten Brust.

„Herr von Beethoven!“ lispelte sie leise und versuchte sich seiner fester zugreifenden Hand zu entwinden, doch er umfaßte die ganze Gestalt mit einem hastigen Griff, und seine Lippen suchten gierig ihren Mund.

„Therese!“

Der Ruf ersticke in dem glutvollen Ruß, den er in rasender Leidenschaft auf ihre Lippen drückte.

„Therese! Sei mein!“

Das Mädchen leistete nur schwachen Widerstand, und das junge Menschenpaar sank in lodernder Glut dahin . . .

Nach einer Stunde erhob sich Therese und zündete eine Kerze an . . .

„Lösch das Licht aus!“ herrschte Beethoven sie an, der bebend vor Wut und Scham wieder vor dem Fenster stand und die Hände vor sein Gesicht schlug.

„Ludwig!“ bat das Mädchen sanft. „Was hast du denn?“

„Was hab' ich getan, ich Unglücklicher? Oh, mein Gott!“

Therese trat auf ihn zu und legte sanft ihre Hände auf seine Schultern.

„Rühre mich nicht an, du Falsche!“
Sie schrie entsetzt auf. „Ist das dein Dank für meine Liebe, Ludwig?“

„Ja, Liebe? Das nennt Ihr Liebe? Viehisch ist das — sonst nichts!“

Beethoven schluchzte, kondulsiwisch zusammenzudend, auf.

„Geh' weg, Therese! Gehe sofort und lasse dich nie mehr bei mir blicken, sonst wahrhaftig . . .“ Er brach ab.

Therese erbehte vor Zorn. War das der Lohn dafür, daß sie sich ihm gegeben?

„Herr von Beethoven! Wollen Sie mich denn nicht verstehen? Ich liebe Sie, und ich glaube, daß auch Sie . . .“

„Sprich nicht von Liebe! Was wißt Ihr denn alle, was Liebe ist!“

„Herr von Beethoven! Konnte ich Ihnen denn einen anderen, einen größeren Beweis meiner Liebe geben?“ rief Therese mit fast tränenerstickter Stimme.

„Nimm das Worte Liebe nicht in den Mund, Weib! Liebe ist etwas Reines, Keusches, Erhabenes, das den Menschen beseligen soll. So fasse ich die Liebe auf!“

„Und doch,“ begann sie jagend, „waren Sie selbst es, der . . .“

„Ja, ich war es! Ich war verblendet, berauscht, der unselige Wein . . .“

„Das alles hat Sie den rechten Weg gewiesen, Herr von Beethoven!“

Beethoven lachte schrill auf.

„Den rechten Weg? Wenn das der rechte Weg ist, dann will ich von der Liebe, oder was Ihr so nennt, nichts mehr wissen, niemals, es sei denn, daß ein solcher Bund vor dem Altare geweiht worden.“

Ein Bild der Verzweiflung, stand Beethoven vor dem Mädchen da, das nunmehr langsam darauf kam, welches Unheil es über den von ihr Beglückten damit gebracht hatte. Er tat ihr herzlich leid, um so mehr, als ein Versehen seiner seltsamen Anschauung langsam in ihr aufdämmerte.

„Verzeihen Sie mir!“ bat sie flehend. „Es war nicht schlecht gemeint, und wenn ich es geahnt hätte, wie sehr Sie meine Gefühle mißverstehen, so hätte ich es niemals gewagt, mich Ihnen derart zu nähern. Verzeihen Sie!“

„Das kann ich nicht verzeihen, Therese! Und nun bitte ich Sie, verlassen Sie mich! Sagen Sie niemandem ein Wort davon; verstehen Sie? Niemandem! Ich werde die Sache zu vergessen suchen; schon um meinen Freund und Gönner, in dessen Hause mir dieses Abenteuer zugestoßen, nicht zu erzürnen! Aber jetzt gehen Sie; ich bitte, gehen Sie!“

Fast drängte er das Mädchen mit Gewalt zur Türe hinaus . . .

Dann warf er sich über sein Bett und brach in einen Strom von Tränen aus.

Lange lag er so da und schluchzte. Scham und Reue erfüllten sein Herz, denn er hatte sein Edelstes und Bestes in sich verletzt, und das tat furchtbar weh.

„Und das nennen die Menschen Liebe? Oh, pfui!“

Er schüttelte sich vor Entsetzen und griff dann nach seiner Brusttasche, aus der er das Bildnis Eleonorens, das er immer bei sich trug, hervorzog.

Langsam zündete er eine Kerze an und lehnte das Bild an den Leuchter.

Seine Augen verklärte sich und leuchteten wieder freudig auf, als er die anmutsvollen Züge des Schattenbildes wie eine Offenbarung in sich aufnahm.

„Das ist die Liebe! Das reine, keusche Anbeten des geliebten Wesens, und das wahre Glück hört auf, wenn die Liebe ihre Erfüllung gefunden!“

Stumm sah er wieder auf das schwarze und dennoch ihm leuchtende Bildnis Eleonorens, und wie von einem Heiligenbilde strömte in ihn wieder Ruhe und Frieden ein . . . Die Wogen seiner seelischen Erregung und Zerrüttung glätteten sich wieder, und es kam über ihn wie

eine Erlösung von dem brennenden Feuer der Sünde, das ihn in Flammen gesetzt hatte.

Die heilige Flamme der idealen Liebe zu seiner Eleonore, die so ferne von ihm weilte, brannte wieder still und friedlich auf dem Altar seines Herzens . . .

Am 16. Dezember erhielt er einen Eilbrief aus Bonn, den er mit Bangen und Beben erbrach.

Sein Bruder Kaspar schrieb ihm, daß das Befinden des Vaters von Tag zu Tag immer schlechter würde, und daß der behandelnde Arzt die schlimmsten Bedenken über den Ausgang der Krankheit hege. Beethoven erschraf bis ins Innerste seiner Seele. Was sollte mit seinen beiden Brüdern geschehen? Kaspar war als Lehrling in ein Kaufmannshaus getreten und Nikolaus praktizierte in einer Apotheke, zwei Stellungen, die ihnen nichts weniger als ihren Lebensunterhalt bieten konnten. Der Brief hatte noch eine Nachschrift Nikolaus'.

„Wenn unserem lieben Vater, was Gott verhüten möge, etwas zustoßen sollte, dann stehen wir beide verlassen und mittellos allein da, während du doch in Wien wenigstens Deine Existenz hast.“ So schrieb Nikolaus, und diese Zeilen erweckten in Beethoven eine Flut von Empfindungen.

So wenig er an seinen beiden Brüdern gehangen und so wenig diese ihn jemals verstanden und gewürdigt hatten; sie waren ja doch seine Brüder, und er konnte, er durfte sie nicht ihrem Schicksal in der Heimat überlassen . . .

Beethoven schrieb sofort einen langen, gefühlvollen Brief nach Hause, in dem er dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck gab, daß sie doch noch alles zum Besten wenden würde, und riet den Brüdern, sich in jedem Falle an die Breunings zu wenden, die ihnen mit Rat und Tat an die Hand gehen würden. Leider könne er selbst nicht die weite Heimreise machen, da er in Wien seinen Studien obliege und daran denken müsse, sich eine Existenz zu schaffen, weil er doch nicht dauernd von der Gnade seines gräflichen Gönners abhängen wolle . . .

Mit schwerem Herzen gab er den Brief zur Post und sah nun von einem Tag zum anderen weiteren Nachrichten aus Bonn entgegen. Weihnachten stand vor der Tür und Graf Waldstein war schon eine Woche vorher nach Wien gekommen, um die Feiertage im Kreise seiner Familie in seinem Wiener Palais zu verbringen.

Der Graf brachte Beethoven traurige Nachrichten aus der Heimat mit. Am 15. Dezember war er von Bonn abgereist und hatte knapp vor der Abfahrt den kranken Beethoven besucht. Der Arzt konnte ihm nur sagen, daß das Leben des Patienten nur mehr nach Stunden, höchstens nach Tagen jähle . . .

Beethoven war wie niedergeschmettert. Er fühlte es, daß die Katastrophe unabwendbar sei und daß er den Vater ebenso vorzeitig verlieren werde, wie es vor fünf Jahren mit seiner Mutter der Fall gewesen war. Graf Waldstein tröstete ihn und erzählte, daß der Kurfürst die Kinder wohl in irgendeiner Form versorgen werde und daß Ludwig selbst in Wien wohl bald zu Ansehen und Verdienst gelangen werde.

Stumm hörte Beethoven all diese Trostworte an, und während der Graf freundlich und liebevoll fortsprach, dachte er daran, wie hart gerade ihn das Schicksal prüfen mußte, ihn und seine Brüder, die er doch nicht verlassen wollte.

Am Tage des Heiligen Abends kam der ersehnte neuerliche Brief aus Bonn, der Beethoven mit kurzen Worten mitteilte, daß der Vater am 18. Dezember durch einen sanften Tod von seinen Leiden erlöst worden sei und am 21. auf dem Kirchhofe im Familiengrabe neben der verstorbenen Mutter beigesetzt würde . . .

„Nun ist es zu Ende!“ stieß Beethoven dumpf hervor, als er diese Nachricht las. „Was wird es nun werden?“

(Fortsetzung folgt.)

In deutschen Dörfern an der Wolga.

Von Josef Fonten.

Da wohnen diese Deutschen in den stillen, stillen Dörfern, auf dem hohen Bergufer diesseits, auf dem flachen Wiesenufer jenseits der Wolga, und hier bis in die Kirgisiensteppe hinein. Niemals sah ich so stille Dörfer. Aus der weiten russischen Ebene strömt Stille. Da gibt es keine Wälder, aus denen Artsschlag tönt, nur ein wenig Buschwerk, ziemlich entlegen von den Behausungen; kein Berg ist da, von dem der sympathische Lärm eines Dorfes widerhallt; in den Dorfsiraken kommt kein Echo auf von Fuhrwerk oder Viehgebrüll, denn die Häuser sind niedrig und die Straken sehr breit, russisch breit, das weite Land erlaubt es, und die Feuergefährlichkeit macht es für die holzgebauten Häuser ratsam; die Straken sind nicht befestigt, nicht gepflastert oder macadamisiert, die Wagen fahren still in der staubigen, mulligen Erde, in den breiten Straßen liegen die weiträumigen Gehöfte, an Raum ist ja kein Mangel, es wohnen weit weniger Menschen auf der Siedlungsfläche als auf der gleich großen Fläche eines unserer Dörfer; nicht alle Dörfer besitzen eine Kirche, so daß das Geläut der Glocken oft fehlt, und haben sie eine Kirche, so haben manche keinen Pfarrer, der Pfarrer kommt von Zeit zu Zeit aus dem Nachbardorf — was man so in Rußland „Nachbar“ dort nennt —; und sie haben keine Schenke, aus der Sonntags Singen und Gegröle tönt, keine Wein-, keine Bier-, keine Branntweinschenke, nicht einmal eine Teestube (auch kein Wirtshaus, in dem man unterkommen könnte), und keine Schützenwiese, von woher es Sonntags so lustig knallt; und hätten sie Teestube, Branntweinschenke und Schützenwiese — obgleich die Deutschen zum größten Teil von geräuschvollen rheinischen und deutschen Westländern abstammen, mir scheint, sie sind ziemlich ruhig geworden; wenigstens fand ich sie so, vielleicht hat der Charakter des ebenen Landes mit seiner Schwermut und Melancholie doch den Charakter dieser deutschen Menschen beeinflußt und ein wenig gewandelt.

In einzelnen deutschen Dörfern sind sie unlegbar Russen geworden. Ihre Häuser sind völlig russische. Sie unterscheiden sich in ihrer äußern Formgebung in nichts von denen reinrussischer Nachbardörfer, außer vielleicht durch eine wohlgefällige größere Sauberkeit und Ordentlichkeit. Ich bin immer mißtrauisch bei Beobachtungen, in die Patriotismus hineinspielen kann, aus Sauberkeit des Geistes, aus Furcht, der Patriotismus könne die sachlichen Beobachtungen, kurz die Wahrheit fälschen; in einem Falle jedenfalls, als ich auf einem Scherwagen aus einem reindeutschen Dorf in ein reinrussisches Dorf fuhr; wenn selbst der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, dieser Allweise, Allflamme, bei mir gewesen wäre, er hätte den augenfälligen Unterschied zugunsten des deutschen Dorfes nicht leugnen können. Aber die hölzernen Häuser selbst, ihr Grundriß, ihre Architektur, ihr Schmuckwerk an Fenstern, Giebeln und Hofstoren, alles ist so wie in den russischen Dörfern. Das kommt wohl daher, daß den Einwanderern in den jetzigen Jahren des achtzehnten Jahrhunderts von der russischen Regierung und durch russische Beamte Häuser erstellt wurden (oder doch erstellt werden sollten), die Regierungsbauart wird den Stil bestimmt haben. Was den Grundriß und die architektonische Raumordnung angeht, war es gewiß das Rechte, denn diese sind im russischen Hause den klimatischen und geographischen Bedürfnissen des Landes angepaßt entstanden, Neuländer im Lande mußten die Gesetze der Natur des Landes annehmen und konnten sie nur beherzigen, indem sie sich ihr fügten. Deutsche Hausformen hätten dem ungewöhnlich heißen russischen Sommer und dem ungewöhnlich kalten russischen Winter nicht entsprochen. Da ist z. B. und als wichtigstes Architekturelement des russischen Hauses der Ofen; im Winter ist er Lebensquelle, Herd und Altar des Hauses, alles gruppiert sich um ihn, man sitzt an ihm gelehnt und wenigstens die Russen schlafen auf ihm (in den deutschen Häusern sah ich regelrechte Betten: Ehebetten, Kinderbetten, Gefindebetten). Im Sommer aber hält man es in einem Raum mit Ofen und Herd nicht aus, im Hof ist ein besonderer Ofen aus Lehm, der in der Hitze feinhart wird, kunstvoll und praktisch eingerichtet (er wächst mit den Bedürfnissen, braucht man ein neues Feuerloch, so wird es im nassen Lehm der Gesamtarchitektur des Ofens an- und eingefügt) und ein besonderes Haus, leicht und lustig, das Sommerhaus, ist um ihn entstanden, in dem die Familie sich den Tag über aufhält, die Hausfrau kocht und hantiert, die Männer essen, die Kinder spielen; und nur zum Schlafen geht man hinüber ins Winterhaus, welches das eigentliche Haus bleibt.

Nicht einmal Kaufstäden habe ich in den Dörfern, in denen ich war, gesehen, die Wirtschaft jedes einzelnen scheint sich selbst zu genügen, auch Hufschmiede, Stellmacherei und Wagnerei, die in keinem deutschen Dorf in Deutschland fehlen, erinnere ich mich nicht, gesehen zu haben. Die Hausfrau bereitet mit ihren Töchtern im Sommer die Vorräte für den Winter vor, auf den Dächern werden im langen, heißen Steppensommer Apfelschnitzel und alle Kernfrüchte getrocknet, Tabakblätter hängen in Gütlanden, die Arbusen (die Wassermelonen) werden zuhause für den Brotauftrieb eingetrocknet, und in jeder Familie scheint von den Frauen das Brot selbst gebacken zu werden. Im achtzehnten Jahrhundert wird es in Deutschland kaum anders gewesen sein, mir scheint, diese Deutschen dort draußen sind in ihrer Abgeschiedenheit von der Welt auf der Wirtschaftsstufe des achtzehnten Jahrhunderts stehen geblieben, und daher muret ihr Leben so außerordentlich altentümlich, altmodisch und fast fossil an. Mir scheint, wer heute sich ein Bild von den Zuständen im deutschen Dorf zur Zeit unserer Väter machen will, er könnte es in Deutschland nicht mehr, nur noch bei den deutschen Bauern an der Wolga finden.

Ist das der Grund, weshalb mir, einem Abkömmling von Bauern, bäuerliches Leben mit all seinem Reiz und all seiner Fülle und aller land- und erdgebundenen Echtheit seiner Lebens-

formen nie so mittelbar und überzeugend sich geoffenbart wie dort draußen an der Wolga?

Die Männer arbeiten auf den Feldern. Sie säen, sie mähen, sie ernten und dreschen — Dreschkenner und Scheunen sah ich keine, die „Frucht“ (so sagt auch dort draußen der Bauer noch, wie unser rechter Bauer, statt städtisch-modern von „Getreide“ zu sprechen) wird draußen vor dem Dorf in hohen Mieten aufgestapelt und bearbeitet. Was man den Winter über an Stroh oder Viehfutter braucht, wird von der Miete abgeschnitten und heringebracht. Auch das ist russischer Brauch, aus Land und Klima gewordener Brauch, denn in diesen Steppen ist der Winter zwar kalt, doch auch schneearm (aber auch in den schneereichen Landen des zentralen Rußlands hält es der Bauer nicht anders).

Nur die Kirchen in den Dörfern sind fremdländische Gebilde. In einem russischen Kirchdorf ist die Kirche ein byzantinisch-russischer Bau, blockig, mit Kuppeln besetzt, die meist grün und bisweilen goldfarben sind, und die Kreuze darauf sind mit Ketten als Windhütze gehalten; nebenauf steht der Glockenturm oder der (offene) Glockenstuhl. Zwar auch im deutschen Dorf schwingen die Glocken nebenauf in kunstvoll und statisch abgestützten offenen Stühlen, mag sein, daß die auch aus Holz erbauten Türme der Kirchen nicht stark genug für Gewicht- und die Schwingungsmechanik der Glocken sind. Aber der Turm selbst ist ein regelrechter Turm, meistländischer Formung, blockig, in sich verjüngenden Stockwerken errichtet, die mit einer kleinen grünen Kuppel oder Zwiebelhaube schließen und das Ganze endet in einem freistehenden vierkantigen, nackten, großen, protestantischen Kreuz (ich war nur in protestantischen Dörfern). Und der Kirchenraum dahinter selbst ist ein recht-eckiger hoher hölzerner Saal, mit kreuzweisem Altar, mit großer Kanzel für die großen, mit kleiner für die gewöhnlichen Gottesdienste, mit Bepult des Predigers, den Sitz- (nicht Anie-)bänken und den Tafeln mit den Zahlen der Gesangbücher, die beim heiligen Gottesdienste zu singen sind, rechts sitzen die Männer, links sitzen die Frauen, vorn in geschlossenen Bänken die Gemeindevorsteher und die Aeltesten, und eine Orgel ist da für die Feste und ein Harmonium für die Sonntage — ganz wie drüben im Reich in den religiös reinsten Gemeinden eines geographisch zusammenhängenden Protestantismus. Die Kirchen sind im klassizistischen Stil gehalten, dem Stil der Zeit, in der die Auswanderer Deutschland verließen — mir scheint, auch neue Kirchen würden sich nicht anders kleiden, und so ist auch in dieser Hinsicht die Zeit stehen geblieben. Mit großen, schwarzen, in die Nischen geklemmten Gesangbüchern, auf die einfache, große Kreuze in Gold aufgebracht sind, pilgern die Gläubigen zum Gottesdienst während des türmischen Geläutes, das die Dorfboten aus dem offenen Stuhl mit Kraft und lustiger Umgebung veranlassen. Die Weiber betreten die Kirche sofort, von den Männern aber nur die allen, die jüngeren treten draußen auf der Treppe zusammen zu einem sonntäglichen Gemeindepalaver, sie sind mit altertümlich schwarzen Kleidern angetan und tragen große runde, typische, altmodische Bauernflüge, die mir fast nur noch von alten Wibern her kennen, oder Kappen mit Schirm (es sollen alte heftige Typen sein, eine Kappenfabrik soll sich gleich nach der Einwanderung in einer benachbarten Stadt zur Herstellung dieser heftig-deutschen Kopfbedeckung aufgeben haben). Ganz selten trägt ein Bauer im langen Rock einmal russische Filzstiefel, die meisten aber echte, schwarze, hohe, gewichtige Schaffstiefel. Die an den Männern vorbeiziehenden Frauen und Mädchen sind mit weiten steifen Röcken und mit Kopftüchern bekleidet, die Frauen in Dunkel oder Schwarz und nur die Mädchen in bunten grellen Farben, auf welche russische Sitte eingewirkt haben mag. Aber da kommt der Pfarrer aus dem Pfarrhaus hergeschritten im schwarzen Kittel mit Bescheiden, oder er kommt auch angefahren aus dem Sprengeldorf, oder es schreitet auch nur der Schulmeister aus dem Schulhaus her, der an Stelle des Pfarrers den Gottesdienst heute besorgt — auch die Männer treten auf knarrenden Stiefeln über die knarrenden Holztreppen und die Dielen des Vorplatzes in die Kirche, die Türen schließen sich hinter dem Schulmeister, das Geläute verstummt, und von drinnen tönt der schrille Gesang des weiblichen Teils der das Eingangslied singenden Gemeinde und die laute Stimme des Betenden oder das Evangelium und eine Erbauungspredigt aus einem Buch vorlesenden Schulmeisters.

Ich darf die Schilderung des intimen Dorflebens hier abbrechen, die Leser können ein Mehreres und Stärkeres davon lesen in einem umfangreichen Roman, in dem ich die Bewegung der unruhigen Deutschen über einen großen Teil der Erde hin zu schildern mich unterfange, der also auch zum Teil, zum großen Teil, in Rußland spielt.

Wenn man so agieren tut . . .

Von Michael Sotischenko.

Der Wächter der Fliegerische Grigorij Kossowoff fuhr auf Urlaub aufs Land, in sein Dorf.

„Nun, Genosse Kossowoff,“ sagten seine Freunde zu ihm, vor seiner Abreise, „Sie fahren jetzt aufs Land, so machen Sie doch etwas Propaganda . . .“ Erzählten Sie den Bauern, daß die Luftschiffahrt sich entwickelt, vielleicht tun sie sich zusammen und spenden für ein Flugzeug.

„Da können Sie unbesorgt sein, ich werde schon Propaganda machen. Was die Luftschiffahrt betrifft, da weiß ich gut Bescheid. Kossowoff kam in sein Dorf im Herbst, und gleich am ersten Tag machte er sich auf den Weg zum „Selsowjet“ (Dorf-Rat).

„Ich komme aus der Stadt,“ sagt er, „und möchte Propaganda machen, könnte man vielleicht eine Versammlung veranstalten?“

„Warum denn nicht,“ sagte der Vorsitzende. „Morgen versammle ich die Bauern.“

Am nächsten Tage versammelte der Vorsitzende alle Bauern an Feuerwehrscheppen.

Grigorij Rossionoff kam, machte eine Verbeugung und aus Ungemohtheit schüchtern, begann er mit zitternder Stimme zu reden.

„Ja, also eben...“ sagte Rossionoff, „die Luftschiffahrt, Genossen Bauern...“ Ihr seid natürlich ein ungebildetes Volk, so werde ich eben von der Politik reden... Hier, sagen wir, ist Deutschland und hier ist Ocherfon, hier ist Rußland und hier... überhaupt...“

„Wovon sprichst du denn, Lieber?“ fragten ihn die Bauern, die ihn nicht verstanden.

„Wovon?“ sagte ärgerlich Rossionoff, „na von der Luftschiffahrt. Hier ist Rußland und hier ist China...“

Die Bauern hörten trübe zu.

„Halte uns nicht auf!“ schreit jemand von hinten.

„Ich halte euch nicht auf, ich spreche von der Luftschiffahrt... sie entwickelt sich Genossen Bauern. Ich kann nichts dagegen sagen. Was wahr ist, ist wahr. Ich streite nicht...“

„Unverständlich!“ schreit der Vorsitzende. Genosse, Sie müssen näher zu den Massen...“

Der Redner nähert sich der Menge und beginnt wieder.

„Also Genossen Bauern... Man baut Flugzeuge und dann fliegt man, d. h. in der Luft. Es kommt auch vor, daß sich einer nicht halten kann und herunterfliegt. Sowie z. B. der Genosse Fjernilkin, er fliegt hinauf und — Prach — herunter, so daß die Dämme auseinanderfliegen.“

„Er ist doch kein Vogel,“ sagten die Bauern...“

„Doch,“ das sage ich eben, — nahm Rossionoff, er freut über diese Unterstützung, wieder das Wort.

Der Vogel, wenn er auch fällt — ihm ist es wie nichts — er schüttelt sich und fliegt weiter... Ein anderer: Njager ebenso, der Genosse Michael Iwanowitsch Popow. Er fliegt hinauf. Alles ist in bester Ordnung. Plötzlich — eine Schädigung im Motor und da stürzt er doch runter...“

„Ach was?“ fragten die Bauern.

„Bei Gott... Und einer fiel auf einen Baum runter und hängt... wie ein Kleiner. Er hatte sich erschreckt und brüllte, zum Totsachen...“

Es kommt schon so manches vor... Einmal ist bei uns eine Kuh unter den Propeller geraten, und im Nu waren es lauter Krümel — wo die Hörner und wo überhaupt der Bauch — es war unmöglich herauszufinden...“

„Und Pferde?“ fragten die Bauern. Ist es möglich, daß die Pferde, mein Lieber, hereinfallen?“

„Ach Pferde,“ sagte Rossionoff, — sehr einfach.

„Das ist ein Paß, hol sie der Teufel! Worauf sie aber auch alles kommen! Pferde krümeln... Und das entwickelt sich mein Lieber?“

„Ich sage eben,“ antwortete Rossionoff, „es entwickelt sich.“ Ihr sollt doch euch eben zusammen tun und spenden.

„Wofür denn spenden?“ fragten die Bauern. „Für ein Flugzeug,“ antwortete Rossionoff. Die Bauern gingen trüb lächelnd auseinander.

(Aut. Uebersetzung aus dem Russischen.)

Aus aller Welt.

Ein Wollenkrieger-Gefängnis. Die Stadt Newyork will nun auch ein Gefängnis im Wollenkriegerstil dem Stadtbilde einverleiben. Es soll ein Frauengefängnis werden und nach dem Plan eines modernen Hotels errichtet werden mit viel Luft und Licht für die Insassen. Im Keller sind Räume für Leibesübungen vorgesehen, und die Zellen verteilen sich vom vierten bis zum zehnten Stockwerk. Im ersten Stockwerk wird das Hospital Unterkunft finden.

Uraufführung einer neuen Kleistbearbeitung in München. Anlässlich Heinrich v. Kleists 150. Geburtstag bringt das Bayerische Staatstheater in München Kleists „Familie Schroffenstein“ in einer Bühneneinrichtung des Schauspielers Alfreds Rabe zur Uraufführung.

Ein neuer Roman von Ernst Zahn. Ernst Zahn hat einen neuen Roman „Brettspiel des Lebens“ vollendet, der demnächst bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erscheint.

Das Auto der Duncan. Das Automobil, in dem die Tänzerin Jadora Duncan so tragisch ums Leben kam, wurde von einem Sammler, dessen Leidenschaft sich im Ankauf tragischer Erinnerungen auslebt, für den Preis von 65 000 Frank gekauft. Ein halbes Hundert anderer Interessenten hatte niedrigere Preise geboten.

Fröhliche Ecke.

Wenn!

Der kleine Knabe war eifrig damit beschäftigt ein hübsches Kränzlein aus Butterblumen, Marienblumen und Blättern zu flechten.

„Für wen ist der Kranz?“ fragte die Mutter.

„Ach, du sagtest doch, du hättest eine Maus in der Speisekammer gehört!“

„Ja!“

„Nun, Mutti, wenn du eine Falle kaufst, und wenn du die Maus fängst, und wenn du die arme Maus extränkst, und wenn die Maus begraben wird, und wenn wir ihr ein feines Begräbnis geben wollen, dann müssen wir auch ein Kranz haben, gell?“

Gefährlich. Zwei fühne Flieger tummelten sich in wogender, haarsträubend resistanter Kunstfäden über der ungeheuren Masse von Zuschauern, die den Flugplatz umringten. Alles starre atemlos und voll Erwartung in die Luft. Da plötzlich ertönte von der Oberleitung eine Warnung durch den Lautsprecher: „Die Zuschauer werden dringend ersucht, das lebensgefährliche Stehen auf Stühlen zu unterlassen.“

Zum Kopferbrechen.

Silben-Rästel.

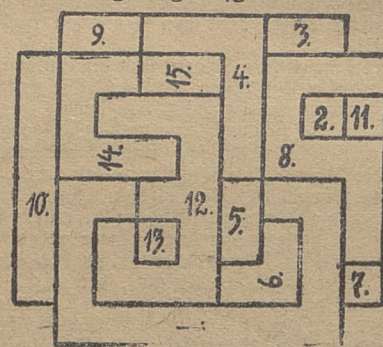
Aus den Silben:

a — be — bo — bon — brei — co — dee — den — di — di — dres — e — e — ed — ei — el — erbs — eu — ga — gor — gib — i — i — i — im — in — la — le — li — me — mer — mund — na — nar — ner — ni — now — nun — ra — ra — reth — ro — rös — se — sel — ser — sprung — sul — the — tan — tor — us — wa — was — wol — za — zi — zis

sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten: 1. russischen Strom, 2. Hausgerät, 3. Stadt an der Havel, 4. Oberkomponisten, 5. Menschenrasse, 6. männlichen Vornamen, 7. türkischen Herrscher, 8. Speise, 9. Biene, 10. päpstlichen Gesandten, 11. deutschen Strom, 12. Strom in Hinterindien, 13. Affenart, 14. Blume, 15. Figur aus „Don Carlos“, 16. Rästelart, 17. Stadt in Sachsen, 18. Gedanke, 19. Nebenfluß von Nr. 11, 20. biblischen Ort, 21. Nachtvogel, 22. moderne deutsche Erfindung, 23. Element.

Zerlegeaufgabe.



Aus den 15 Teilen dieser Figur ist der Name einer deutschen Stadt zu bilden. (Die Ziffern dienen zur Erleichterung bei der Zusammensetzung.) K. Pl.

Wichtige Einrichtung.

Man kennt Eins — zwei als möglich Metall,
Das Dritte hat jeder Stern im All;
Das Ganze führt dich jederzeit
Von Ort zu Ort, bald nah, bald weit. Bo.

Kopfsauz.

Mit B es als wicht'ges Organ sich zeigt,
Mit G dir's immer Dummheiten zeigt,
Ganz zart und leif' es mit H aufrüht,
Mit L es die Hausfrau zu Speisen zerschnitt.
Es steigt mit K in die Lüste hinein
Und bringt mit St manch' Mühlisches ein. Schm.

Magisches Quadrat.

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die wagrechten und senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben: 1. Gemütsausbruch, 2. Vogel, 3. Gewebe.

ch	h	t
t	u	u
u	u	w

Auflösung Nr. 15.

Kreuzworträstel. Senkrecht: 2. Nialto, 3. Diadem, 4. Rupe, 5. Tomi, 7. Charleston, 9. Williarde, 10. Gedanke, 12. Affarte, 18. Ia, 21. Kerker, 22. Lärche, 24. Star, 28. Mode. — Wagrecht: 1. Grude, 6. Sucha, 8. Amor, 11. Paladin, 13. Oert, 14. Glas, 15. Lo, 16. M. L, 17. Amme, 19. Anka, 20. Staka, 23. Rüste, 25. Armut, 27. Torpedo, 28. Bank, 29. Mede, 30. Frier.

Besuchstarenscherz: Zwillinge.

Telegramm-Rästel.

Der Völkerriede. — Die Abrüstungsfrage.
Bruder, Olivenöl, Unter Ferien, Duden, Indien, Araber,
Käse, Hunger, Safran, Wange.

Inhaltsreich.

Melodie, Truhe, Bagelge, Johannes, Niedgras, Wettelser,
Lambour, Angeficht, Beersien, Wittenberge = „Die ruhige Hand greift am sichersten.“

Verantwortlich: Hauptredakteur Robert Stora, Pognan.